

Der Mythos von Phaeton

Phaeton lebte auf einer Insel. Er war anders als andere Jungen, er unterschied sich schon durch sein Äußeres: Er hatte harzweinfarbenes Haar und bernsteinfarbene Augen.

Phaeton kannte seinen Vater nicht und seine Gefährten machten ihm das Leben schwer. Als er älter wurde und selbst immer häufiger nach seinem Vater fragte, vertraute ihm die Mutter an, dass er der Sohn des Sonnengottes Apollon sei.

Der Junge wollte es zuerst nicht glauben. Doch seine Mutter sagte: „Geh und sieh.“ Sie zeigte ihm den Wolkenberg, auf dessen Gipfel, wie sie sagte, die Götter ihre Häuser hatten. Und so machte er sich auf den Weg. Nach drei schweren Prüfungen erreichte er sein Ziel, Apollons prächtigen Palast. Gerade kehrte die sonnenumglänzte Kutsche des Gottes von ihrer Fahrt zurück.

Apollon aber sprang von seinem Wagen und sah ihn mit strahlenden Augen an, heller als das Sonnenlicht! „Phaeton, mein Sohn“, rief er und er hatte ihn gleich erkannt. „Vater!“, erwiderte dieser, glücklich. Aber dann fragte er zweifelnd: „Bist du es wirklich, der Vater, den ich suchte, mein Vater?“

Apollons Strahlen trübten sich. „Siehst du denn nicht ... ? Spürst du denn nicht ...? Ist meine Freude nicht Antwort genug?“ Leise schüttelte Phaeton den Kopf. „Nein“, sagte er, „das ist nicht genug. Ich brauche zu meinem Glück einen Beweis, den Beweis, dass Du mein Vater bist!“

Apollon hob die Hände zum Himmel. „Nichts leichter als das“, erwiderte er und seine Freude begann neu zu brennen. „Ich gewähre dir einen Wunsch, zu dem will ich stehen!“ Phaeton aber krauste misstrauisch die Stirn. „Was es auch sei?“, fragte er. „Was es auch sei“, versprach Apollon und dann beschwor er es bei den dunklen Wassern der Unterwelt.

Phaeton klatschte in die Hände, welch ein Angebot! Sein Blick fiel auf den goldenen Wagen und die wilden Pferde. „Das“, rief er laut, „ist mein Wunsch. Ich will für dich den Sonnenwagen fahren, ganz allein. Du aber sollst daheim bleiben.“

Apollon erschrak; er riss sich den Strahlenumhang von den Schultern und ließ ihn achtlos zu Boden gleiten. Er wusste, was der Junge nicht ahnte: Die Gewährung dieses Wunsches musste ins Verderben führen. „Alles“, bat er ernst, „nur das nicht, Phaeton. Weil du mein Sohn bist, den ich liebe, flehe ich dich an ...“

Aber Phaeton wollte nicht auf ihn hören. „Wenn ich dein Sohn bin, Vater“, sagte er, „dann vertraust du mir den Wagen an.“ Und da half kein Bitten und Warnen. Der Sonnengott fühlte sich an sein Wort gebunden.

Und so nahm alles seinen Lauf: Stolz saß der Junge auf dem Kutschbock. Die Pferde scharrten mit den Hufen. Die eine, die rote Stute Pyrois, sah sich nach Phaeton um und wieherte einen Gruß. Die anderen aber fieberten nur, endlich rennen zu dürfen.

Und dann rannten sie los! In rasendem Tempo ging die Fahrt himmelwärts. Vergebens zog der Junge an den Zügeln. Die Hengste bemerkten als Erste, dass der Lenker machtlos war. Sie gingen durch und liefen, wie sie wollten. Die kleine Rote konnte sie bei allem guten Willen nicht bremsen. Der Wagen schlingerte und drohte zu

kippen. Der Sonnenball hüpfte auf der Ladefläche wie ein Gummiball. Die Wolken fingen Feuer, dann die Berge. Die Flüsse fingen an zu qualmen. Chaos überall!

Da bemerkte Zeus, der große Götterkönig das Unheil, und dass die Moira – *das ist das, was zugeteilt ist* – verletzt war. Grollend hob er seinen Donnerkeil und schleuderte damit den Fahrer mit einem Blitz vom Wagen. Er setzte dem wilden Treiben ein Ende. Den Pferden gebot er, sicher heimzukehren. Und so geschah es.

Phaeton blieb verschwunden. Apollon jedoch trug seither eine Wunde im Herzen, die niemals heilte. Er trauerte um den Sohn und hoffte auf das Wunder seiner Wiederkehr.